

toritätsbeweise gleich zur Speculation weiterreichte, leicht die Bevorzugung der heiligen Schrift. Die deutlichsten Formen der Tradition sind übrigens die Glaubensentscheidungen des kirchlichen Lehramtes; diesen, auch den päpstlichen Cathedralentscheidungen, spricht der hl. Thomas ausdrücklich Unfehlbarkeit zu (S. th. 2, 2, q. 1, a. 10). Auch die Praxis der Kirche wird, besonders in der Sacramentenlehre, als abschließende Norm betrachtet (S. th. 3, q. 64, a. 2; S. o. Gent. 4, 50. 54. 68). Endlich lag es in der Natur der geschichtlichen Verhältnisse, daß das Mittelalter die Tradition nach dem Beispiele und im Geiste der Väter einfach an der Hand der heiligen Schrift weitergab; erst der Bruch mit der kirchlichen Vergangenheit zwang dazu, sich deren Glaubensbewußtsein reflectirend gegenüberzustellen. In derselben Weise erklärt sich die auf den ersten Blick auffallende Thatsache, daß Thomas und seine Zeitgenossen die Lehre von der Kirche nicht systematisch behandeln, obwohl ihre ganze Theologie von der Idee der Kirche beherrscht ist. — In der Verarbeitung der dogmatischen Quellen zeigt der hl. Thomas eine für seine Zeit staunenswerthe Befähigung; unter den Vätern stützt er sich besonders auf den hl. Augustinus, Johannes Damascenus und Dionysius, die ihm den Gehalt der abend- und morgenländischen Theologie nach der speculativen wie nach der mystischen Seite übermitteln konnten. Das biblisch-positive Element tritt in seinen Werken viel bedeutamer und mehr in rechtem Gleichmaß mit der Speculation hervor, als bei den Theologen der spätern Scholastik. Sein theologisches System zeigt am vollkommensten die Summa theologica; dieselbe greift (abweichend von Petrus Lombardus und Alexander von Hales) auf die Abälard'sche Dreitheilung *fides, charitas, sacramentum* zurück, aber mit selbständiger und tief sinniger Begründung.

In der Dogmatik hatten die Lehren über Gott und Christus schon bei den Vätern eine gründliche speculative Behandlung erfahren; die Scholastik legte die Ergebnisse derselben zu Grunde, zog die Verbindungslinien zwischen den einzelnen Lehren und suchte sie mit Hilfe der Philosophie dem Verständnisse näher zu bringen. Der Vorwurf, bei diesen Versuchen sei der christliche Gottesbegriff durch neuplatonische Einflüsse pantheistisch getrübt worden, trifft in keiner Weise zu; die platonischen Ausdrücke *emanatio, participatio* u. d. werden von der Scholastik stets im streng theistischen Sinne erklärt und jedes Hinneigen zum Pantheismus in der zeitgenössischen Philosophie mit besonderem Nachdrucke bekämpft. Freilich hebt der hl. Thomas überall hervor, daß der transcendente Gott alles geschöpfliche Sein und Wirken innerlich trägt und beherrscht; diese Immanenz des Absoluten ist aber ein ächt christlicher Gedanke, der besonders die Lehre von der Gnade durchzieht. Gerade die Gnadenlehre und die mit

ihr zusammenhängenden Lehren vom Bilde der Erlösung und den Sacramenten bildeten für das Mittelalter das Hauptgebiet theologischer Thätigkeit. Die abendländische, besonders durch den hl. Augustinus betonte Auffassung der Gnade, nach der sie vor Allem als Heilung der vernünftigen Natur und als actuelle sittliche Umgestaltung erschien, wurde ergänzt durch die bei den Griechen vorwaltende Darstellung, die in der Gnade eine wunderbare Erhebung und Vergöttlichung der Natur erblickte. Seitdem Petrus Lombardus die Frage gestellt hatte, ob die heiligmachende Gnade der heilige Geist selbst oder etwas von ihm Verschiedenes sei, war der Antrieb, auf diesem Gebiet zu größerer Einheit und Klarheit der Auffassung durchzubringen, für alle Forscher gegeben; das erste große Verdienst erwarb sich Alexander von Hales, den weitem Ausbau und Abschluß verdanken wir dem hl. Thomas. Die ungeschöpfte Gnade und Liebe, der heilige Geist, so lehrt er, ist allerdings die beständige Quelle aller Heiligkeit; aber weil es eine schöpferische Liebe ist, theilt sie dem Geliebten übernatürliche Gaben, ein höheres inneres Leben mit, durch welches er göttlicher Freundschaft würdig, ein Kind Gottes wird. Die nähere Bestimmung dieser Gaben als *eingeschöpfter Habitus* legte der peripatetische Realismus an; die Sache selbst verbürgte der Realismus der heiligen Schrift, die nicht unsonst von einer Wiedergeburt redet. Die Wirkung dieser Gnadeausstattung ist ein *consortium divinae naturae*, das alle geschöpfliche Vollkommenheit übersteigt, aber immer nur Ähnlichkeit, nicht wesentliche Vergottung bedeutet; ihr Zweck ist die Befähigung des Menschen zur unmittelbaren Anschauung Gottes in der Seligkeit; das Vorbild des Begnadigten ist der zur persönlichen Einheit mit Gott erhobene Gottmensch. Wenn der hl. Thomas den Abstand zwischen Natur und Gnade auf's Klarste hervorhebt, so zeigt er andererseits überall das Bestreben, den innigen Zusammenhang beider einleuchtend zu machen. Das himmlische Endziel ist zwar übernatürlich, entspricht aber auch auf's Vollkommensten den geistigen, auf die höchste Wahrheit und Gerichtetsten Anlagen der Natur. Die Gottheit und Menschheit sind in Christo ohne Vermischung und Ausgleichung ihres unendlichen Abstandes verbunden; aber doch so innig, daß das menschliche Arbeiten und Leiden als „Werkzeug“ göttlicher Kraft und uner schöpflischen Verdienstes angesehen kann. Auch in den Sacramenten wirkt diese göttlich-menschliche Heilskraft nach; die sichtbaren Zeichen sind nicht bloß Symbole oder Aufforderungen zu Gnadenpendung, sondern instrumentale Ursachen derselben. Die mitgetheilte Gnade selbst ist zwar etwas Ueberfünftliches, dem Bewußtsein Entzogenes; aber wie ihre Mittheilung an die fähige Disposition des Empfängers geknüpft ist, so geht auch ihre weitere Entfaltung und Verwirklichung mit der sittlichen Arbeit Hand in Hand. Das in der Lehre von der *justitia originalis* und der